

7. Sekundärliteratur

Jahrbuch der alten Lateiner : Schola Latina.

Halle (Saale)

Das Leben auf der "Bude" im Wandel der Zeiten

Nutzungsbedingungen

Die Digitalisate des Francke-Portals sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen für wissenschaftliche und private Zwecke heruntergeladen und ausgedruckt werden. Vorhandene Herkunftsbezeichnungen dürfen dabei nicht entfernt werden.

Eine kommerzielle oder institutionelle Nutzung oder Veröffentlichung dieser Inhalte ist ohne vorheriges schriftliches Einverständnis des Studienzentrums August Hermann Francke der Franckeschen Stiftungen nicht gestattet, das ggf. auf weitere Institutionen als Rechteinhaber verweist. Für die Veröffentlichung der Digitalisate können gemäß der Gebührenordnung der Franckeschen Stiftungen Entgelte erhoben werden.

Zur Erteilung einer Veröffentlichungsgenehmigung wenden Sie sich bitte an die Leiterin des Studienzentrums, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Terms of use

All digital documents of the Francke-Portal are protected by copyright. They may be downloaded and printed only for non-commercial educational, research and private purposes. Attached provenance marks may not be removed.

Commercial or institutional use or publication of these digital documents in printed or digital form is not allowed without obtaining prior written permission by the Study Center August Hermann Francke of the Francke Foundations which can refer to other institutions as right holders. If digital documents are published, the Study Center is entitled to charge a fee in accordance with the scale of charges of the Francke Foundations.

For reproduction requests and permissions, please contact the head of the Study Center, Frau Dr. Britta Klosterberg, Franckeplatz 1, Haus 22-24, 06110 Halle (studienzentrum@francke-halle.de)

Das Leben auf der „Bude“ im Wandel der Zeiten

Ein Rückblick auf zwei Menschenalter

Mauderei von Superintendent Benjamin Roegel, Naumburg

Ich bin ein alter Knabe. Schon zwei Menschenalter sind dahingegangen, seit ich Ostern 1873 zum erstenmal die Franckeschen Stiftungen als „Budidist“ und ehrfamer Untersextaner betrat. Mein Eintritt erfolgte unter betrüblichen Umständen. Zu Hause hatte ich auf einer höheren Bürgerschule schon ein Jahr Latein gehabt und war mit einem guten Zeugnis entlassen worden, so daß ich wohl hoffen durfte, entsprechend meiner Anmeldung in Unterquinta aufgenommen zu werden. Da war es bitter für mich und eine Reihe anderer Leidensgenossen, als nach der Prüfung unser alter Direktor Adler das Urteil fällt: „Und Du, mein Sohn, Du gehst nach UVI, Du auch“ usw. Ebenso brachte mir das erste Essen im Speisesaal eine neue Enttäuschung. An solch Geschwindigkeitessen, wie es da üblich war, war ich nicht gewöhnt. Gerade wollte ich erst recht mit Essen anfangen, da klingelte es. Das aber war das Zeichen zum Schluß. Und ich mußte mit knurrendem Magen nach Hause gehen. Nachher habe ich das Schnelleffen bald genug gelernt. Wenn nun auch schon so lange Jahre seitdem vergangen sind, so zieht es mich doch immer, wenn mich mein Weg wieder einmal nach Halle führt, unwiderstehlich an die Stätte, an der ich in meiner Kindheit und Jugend freilich manche harte, aber trotzdem — oder vielleicht gerade deshalb? — so glückliche Jahre verlebt habe. Und wenn ich nun heute nach so und so vielen Jahren wieder an die alten Pforten klopfte, was finde ich da? Ist es noch dieselbe alte „Bude“, die ich vor mehr als einem halben Jahrhundert verlassen habe? Scheinbar ja. Denn auf dem Franckeplatz grüßt mich äußerlich noch derselbe hochragende Bau mit derselben gewaltigen Freitreppe und oben mit den zur Sonne strebenden Ablern mit der Unterschrift Jef. 40, 26 genau so, wie ich ihn erlebt habe, als ich von UVI bis OI die Klassen der Latina besuchte. Noch umgeben dieselben hohen vier- und fünfstöckigen Gebäude den langgestreckten Vorderhof, den wir so oft tagtäglich entlang gestürmt sind. Noch haben die Stiftungen die ungeheure Größe. Von dem Waisenhausring bis zur Lindenstraße und vom Steinweg bis zur Königstraße bilden sie einen ungeteilten Block. Ich will es gern glauben, daß solch Block für eine Stadt zu groß ist und daß deshalb die Stadtverwaltung seine Aufteilung im Interesse des Verkehrs dringend wünschen muß. Aber eine Anstalt von der Bedeutung der Franckeschen Stiftungen darf wirklich nicht den Großstadtinteressen zum Opfer fallen. Darum ist es dem damaligen Direktor Frick zu danken, daß er es durch seine Verhandlungen mit der Regierung erreicht hat, daß dieser Plan endgültig aufgegeben wurde. Die ganze Einheitlichkeit der Stiftungen wäre auseinandergefallen.

So scheint's, als ob die Zeit mit ihrem Wandel spurlos an den ehrwürdigen Stiftungen H. S. Franckes vorübergegangen wäre. Aber es ist nur Schein; wer genauer hinsieht, wird bald gewahr werden, wie auch hier der Wandel der Zeiten sich bemerkbar gemacht hat; und das nicht erst seit der letzten Zeit. Nein, schon in der alten Zeit, als ich noch die Schul- und Pensionsbänke drückte, habe ich etwas davon verspürt, wie nicht alles beim Alten blieb, sondern wie es ging nach dem alten lateinischen Spruch: tempora mutantur nos et mutamur in illis. Schon rein äußerlich: ja, noch sind es dieselben alten Gebäude am Franckeplatz. Aber wenn wir die große Freitreppe emporsteigen und in die Vorbälle eintreten, finden wir rechts nur noch die Verlagsbuchhandlung des Waisenhauses, während die Sortimentsbuchhandlung ihren Laden an der Ecke des Steinweges aufgeschlagen hat. Es mag wohl sehr praktisch sein, daß man zum Kaufen nicht erst die unbequeme Haupttreppe hinaufsteigen braucht, sondern daß jeder Vorübergehende seine Augen auf ihre Auslagen in den fünf Schaufenstern werfen muß. Und wo ist die alte Latina mit ihren Klassen? Schön waren die Räume wahrlich nicht: die Treppen ausgetreten, die Klassenzimmer mehr tief als breit, so daß der Unterricht in der letzten Nachmittagsstunde von 3—4 Uhr im Winter unter Lichtmangel sehr zu leiden hatte besonders für die, die in der Nähe der Tür, vielleicht 6—8 m vom Fenster entfernt saßen. Das physikalische Kabinett erinnert uns an so manche ergößliche Schlachten, die unter dem Schutz der Dunkelheit aufgeführt wurden, wenn die Läden wegen der Experimente geschlossen werden mußten. Und der Singe-

saal ganz oben — er lag wohl 4 Treppen hoch — ist uns unvergeßlich durch die Stunden, die wir Alten daselbst unter dem alten „Laz“ erlebt haben in ihrer tragikomischen Eindringlichkeit. Aber auch die Musik kam zu ihrem Recht, wenn auch viele dafür kein Verständnis hatten, sondern nur ihren Alt mit dem Gesanglehrer trieben. Aber der alte Häßler war ein Musiker von Gottes Gnaden. Alle diese Räume der alten Latina existieren für die jungen Lateiner heute nicht mehr. Sie sind vermietet für andere Schulzwecke. Und die neue Latina ist neben der neuen Oberrealschule in den Feldgarten oder mehr in den Waisengarten gebaut. Daß dadurch diese Gärten, die unsere Spiel- und Erholungsplätze waren, ein vollständig anderes Gepräge bekommen haben, ist selbstverständlich. Dazu kommt noch, daß der Waisengarten an der Lindenstraße durch große Verkäufe zu Baustellen noch kleiner geworden ist. Das mag wohl zur Geldbeschaffung für andere Zwecke dringend nötig gewesen sein. Zur Verbesserung hat es aber sicher nicht beigetragen. Wer heute noch einmal diese alten Flächen betritt, die zu meiner Zeit nur von den Primanern und Sekundanern betreten werden durften, ein Vorrecht, das streng innegehalten wurde, erkennt den alten Waisengarten gar nicht wieder. Und welcher anderen Eindruck hat man heute, wenn man auf den großen Vorderhof kommt! Für uns war es ein fahler, langer, sonniger Weg. Und wir Alten sahen im Geist unseren alten Mathematiklehrer, den späteren Provinzialschulrat Kramer, die Hände gegenseitig in die Rockärmel gesteckt, an der rechten Seite im Schatten der Hauptbibliothek in der großen Pause hinauf aufs Pädchen gehen, wo die oberen Parallelklassen ihren Unterricht empfingen. Aber heute ist der Vorderhof durch die zwei stattlichen Baumreihen von Linden in der Mitte völlig verwandelt. Wenn ich nicht irre, ist das auch eine Verbesserung, die Direktor Fricke zu danken ist*). Und nun gar erst die Hinterhöfe mit ihren damaligen vorsintflutlichen Abortanlagen sind, wenn vielleicht auch unter polizeilichem Druck, weitgehend erneuert, was in hygienischer Hinsicht allerdings sehr notwendig gewesen ist. Endlich, was ist aus dem Feld geworden, das vor dem Feldgarten zwischen der Plantage und dem Waisengarten lag und jährlich mit Früchten, Kartoffeln oder Getreide bestellt wurde? Ich erinnere mich noch, wie dort in einem Sommer stattlicher Roggen wuchs und wie eine Rotté Budisten sich auf geschlängelten Wegen, die sie durch Niedertreten des Getreides machten, in das Feld hineinschlich und mitten drin sich einen Lagerplatz machte, auf dem sie allerhand verbotene Dinge trieben. Freilich mußten sie das bitter büßen, als es beim Mähen oder schon eher ans Tageslicht kam und sie gefaßt wurden — und mußten wohl auch den Schaden bezahlen, den sie damit angerichtet hatten. Und heute? Da heißt der vordere Teil der Jubiläumsgarten, eine im Jahre 1898 geschaffene kleine Parkanlage, dahinter liegt der schöne Sportplatz, den sich die Jugend selbst unter Leitung des Herrn Oberstudienrat Cleve mit unermüdlicher Arbeit geschaffen hat. Was ist das für ein Fortschritt gegen unsere Zeit! Da kann die heranwachsende Jugend in der Freizeit sich im Sport üben. Und wie herrlich kommt der Platz zur Geltung, wenn die von Herrn Oberstudienrat Michaelis eingerichteten Wettspiele dort die höhere Schulsjugend von ganz Mitteldeutschland vereinigen!

So hat sich, schon rein äußerlich angesehen, das Bild der Stiftungen in manchen Stücken nicht unerheblich gewandelt. Aber noch viel mehr ist das der Fall, wenn wir in den inneren Betrieb hineinklicken.

Zunächst das Wohnen in der eigentlichen Bude, im 3., 4. und 5. Eingang. Ich wohnte fast die ganze Zeit von Sexta bis Oberprima im 4. Eingang, und zwar vielfach auf Nr. 8, so in den ersten Jahren unter dem im vorigen Jahrbuch erwähnten strengen Senior Ewald Horn. Wir Pudels hatten damals unter seinem Regiment wirklich nichts zu lachen. Ich kann es aus eigenem Erleben bezeugen, daß er seinerzeit als ein über die Maßen strenger Senior geradezu allgemein gefürchtet war, wenn ich mich heute nach mehr als 60 Jahren natürlich nicht mehr auf Einzelheiten besinne. Ein Semester vor dem Abiturientenexamen zog ich in den 5. Eingang auf Nr. 7, also unmittelbar über die Sprechstunde vom Chef (Direktor Fries), der damals noch die Hochparterräume zwischen dem 5. und 6. Eingang bewohnte, ehe er auf den Frankeplatz vor dem Schwarzen Tor zog. Das Wohnen im 5. Eingang war darum so viel angenehmer, weil wir dort nur zu 4 oder 5 auf einer Stube wohnten im Gegensatz zum 3. und 4. Eingang, wo immer 9 eine Stube innehatten.

*) Die Anregung gab Pastor Nietzsche (Armin Stein).

Da hatte man, noch dazu auf der Stube über dem Chef, auf der sich keiner mucken durfte, nicht so viel Störung bei der Arbeit, was kurz vor dem Examen wichtig war, besonders für mich, der ich mancherlei nachzuholen hatte. Damals waren alle Plätze in der Pensionsanstalt voll besetzt. Man mußte sogar zeitig genug angemeldet werden. Sonst ging es einem wie meinem älteren Bruder, der erst ein Semester in einer Stadtpension wohnen mußte, ehe er auf der Bude Aufnahme fand. Jetzt ist das freilich anders geworden. Die Bude ist längst nicht mehr so voll besetzt. Sonderlich ist mir aufgefallen, wie verhältnismäßig wenig Lateiner Hauschüler sind. Zu meiner Zeit waren wir fast ausnahmslos Lateiner auf der Bude. Dazwischen nur verschwindend wenig Realschüler. Wie in den Blättern der Francescen Stiftungen (herausgegeben von Geheimrat Nebe) vom vorigen Jahre mitgeteilt wurde, bestehen die Hauschüler zum bei weitem größeren Teil aus Realschülern. Die schwache Besetzung der Bude ist wohl mit eine Folge der Zunahme der Fahrtschüler, die in Halle, diesem außerordentlich großen Eisenbahnknotenpunkt, noch stärker sein mag als in allen den anderen Städten mit höheren Schulen. Für die Budisten selbst hat diese Entwicklung, die für die Francescen Stiftungen bei der gegenwärtig so schwierigen Wirtschaftslage sicherlich sehr bitter ist, dagegen mehr angenehme Folgen. Die Jungen brauchen nicht mehr so eng zu wohnen. Die Stuben werden nicht mehr alle gebraucht. Was soll man mit ihnen machen? Sie leer stehen und verstauben lassen? Da ist eine große Annehmlichkeit, besonders für die Schüler der oberen Klassen, daß der gegenwärtige Leiter der Stiftungen, Herr Oberstudiendirektor Michaelis, für die einzelnen Klassengemeinschaften, für die Primaner, die Sekundaner usw. diese leerstehenden Stuben als Erholungsräume in der Freizeit eingerichtet hat. Da können die, die sich als Klassengenossen näherstehen, weil sie mehr gemeinsame Interessen haben, sich in der Freizeit aufhalten und sich sicherlich einer ganz anderen Gemütlichkeit erfreuen als auf ihren eigentlichen Wohnstuben mit ihren aus allen Klassen von VI—I zusammengewürfelten Schülern. Als ich diese Einrichtung zum erstenmal in Schulpforta sah, entzückte sie mich ganz besonders. Freilich regte sich bei mir bei diesem Anblick auch etwas von dem Neid der besitzlosen Klassen, wenn ich dabei an meine Schulzeit auf der Bude zurückdachte. Jetzt aber, nachdem ich dieselbe Einrichtung auf der Bude sowohl als auch auf der Orphanage gesehen habe, beglückwünsche ich dazu meine jungen Kommilitonen und freue mich, daß ihnen das Fernsein von Heimat und Elternhaus auf diese Weise so viel angenehmer gemacht wird als uns im vorigen Jahrhundert.

Daselbe gilt von der ganzen Einrichtung der Stuben. Bei uns nichts als nackte, kahle Wände, dazu die furchtbaren zwei Gasflammen, die, ganz abgesehen davon, daß sie den Augen schaden, eine unerträgliche Hitze verbreiteten, so daß man sich als kleiner Kerl in den langen Arbeitsstunden kaum des Schlags erwehren konnte. Heute sind sie, wahrscheinlich durch die Bemühungen der Schüler selbst, viel netter ausgeschmückt, so daß man sich in ihnen viel behaglicher fühlt. Überhaupt die Arbeitsstunden! Zu Hause hatte man sich beeilt, mit den Schularbeiten möglichst bald fertig zu werden, um sich dann der goldenen Freiheit zu erfreuen. Das wurde hier anders. Täglich hatte man 4—5 Arbeitsstunden abzusitzen, ganz gleich, ob man so lange zu arbeiten hatte oder nicht. Ein Sextaner darf jedenfalls nicht so lange Zeit für seine Schularbeiten verwenden, noch dazu, wenn er bereits das ganze lateinische Pensum schon mal gehabt hat wie ich. Da meinte ich begreiflicherweise, das ganze Latein schon zu können, das mit seinen 10 Wochenstunden damals die Hauptkraft in Anspruch nahm. Aber das half alles nichts. Die Arbeitsstunden waren nun einmal in ihrer Länge vorgeschrieben und ein wesentlicher Bestandteil der Hausordnung geworden. Daran durfte nicht gerüttelt werden. Man mußte auch als kleiner Sextaner die ganze lange Zeit still absitzen, ins Buch stieren und so tun, als ob man arbeite. Eine ganz besondere Vergünstigung war es, wenn der Senior den Pudeln, d. h. den Schülern von VI—IV erlaubte, schon vor oder während der letzten Arbeitsstunde abends von 8—9 Uhr zu Bett zu gehen. Die Großen, d. h. die von III an, hatten noch bis 10 Uhr Arbeitsstunde. Daß man auf diese Art und Weise zum langsamen Arbeiten und zur Trödelei erzogen wurde, liegt klar auf der Hand. Daran habe ich noch eine deutliche Erinnerung: Die Hauptarbeitsstunde von 5—7 Uhr war zu Ende. Mein Senior, der oben erwähnte Horn, neben dessen Pult mein Platz als der des jüngsten Pudels war, hatte bemerkt, daß ich die ganzen 2 Stunden nur die lateinische Grammatik (den bekannten Ellendt-

Seyffert), und zwar die ganze Zeit auf derselben Seite, ohne nur einmal umgeschlagen zu haben, aufgehabt und scheinbar auch beständig hineingesehen hatte. Er nahm mich gleich vor und fragte mich, was ich in den 2 Stunden gelernt hätte — und siehe da — ich wußte rein gar nichts! Was er darauf mit mir gemacht hat, weiß ich nicht mehr. Straßlos wird der Fall kaum hingegangen sein. Nur die Tatsache selbst, wie man so gleichsam systematisch dazu erzogen wurde, die Zeit totzuschlagen und sinnlos hinzudösen, hat sich mir fest eingeprägt. Eine entschiedene Besserung, die wir unserem hochverehrten Direktor Fricke verdanken, habe ich noch selbst erlebt. Sonntags hatten wir, wenigstens im Winter, noch eine Arbeitsstunde mehr als in der Woche, nämlich 5, während wir am Alltag nur 4 hatten. Diese Ordnung war doch weder christlich noch pädagogisch. Aber sie bestand bis gegen Ende der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Da kam Fricke Herbst 1878 und änderte das bald dahin, daß die Stunden, die wir Sonntags still abfüßen mußten, keine Arbeitsstunden mehr sein sollten, sondern stille Beschäftigungsstunden. Wie schwer sich aber solche Neuerung wirklich durchsetzte, zeigt folgendes Erlebnis, das ich bald danach hatte. Unsere Ausgehzeit am Sonntag im Winter war ursprünglich von 3—5 Uhr. Von 2—3 Uhr und von 5—7 Uhr hatten wir Arbeitsstunden. Diese Ausgehzeit verlängerte Fricke um eine Stunde. Die Arbeitsstunde von 2—3 Uhr wurde um eine Stunde vorgelegt, so daß wir nun von 2—5 Uhr in die Stadt gehen durften, d. h. wenn wir in der Woche nichts verbrochen hatten. Anderenfalls wurde uns die Marke entzogen, ohne die wir nicht ausgehen durften und die wir bei der Rückkehr beim Portier (genannt Schnapper) abgeben mußten. Den Schnapper scheint es nicht mehr zu geben. Wenigstens habe ich bei meinen letzten Besuchen keinen mehr gesehen. Überhaupt scheint das Ausgehen in die Stadt nicht mehr so eng begrenzt zu sein. Steht doch das Rote Tor neben der Waisenhaus-Apothekē stets auf, so daß die Budisten dort ungehindert aus- und eingehen können, was zu unserer Zeit ganz unmöglich war. Doch, um wieder auf den Sonntag zurückzukommen, um 5 Uhr mußte bereits jeder wieder am Tisch hinter den Büchern sitzen. Ich war eines Sonntags eben aus der Stadt zurückgekehrt und hatte mir aus meinem von Hause mitgebrachten Mustopf ein Musbrot geschmiert. Gerade, als ich dabei war, dasselbe mit bestem Appetit zu verzehren, trat der Inspektionslehrer (er lebt heute noch) ins Zimmer, um zu revidieren, ob wir alle auch richtig wieder da wären. Raum sieht er mich essen, macht er mir Vorwürfe: Essen gehöre nicht in diese Stunde, worauf ich erwiderte: Essen wäre doch sicher eine stille Beschäftigung, die in der stillen Beschäftigungsstunde nicht verboten sein könne. Freilich trug mir diese Antwort die ironische Bemerkung ein: „Sie sind auch nie um eine Ausrede verlegen.“

Über die strenge Zucht ist ja vielfach geklagt. Ich kann in diese Klagen nicht mit einstimmen — trotz der mancherlei Erfahrungen, die ich gerade in den ersten Jahren meines dortigen Aufenthalts habe machen müssen. Ich bin heute noch wie früher der Meinung: solche strenge Zucht schadet keinem. Sie ist uns nur heilsam. Nur muß es nach dem Worte Luthers gehen, daß der Apfel bei der Reife liege. Und Freuden haben wir dort auch genug gehabt.

Anderes sind natürlich die Roheiten zu bewerten, die vielfach auf solchen Internaten von den Älten an den Neueintretenden verübt werden. Es war Sitte oder vielmehr Ansfitte, daß die Novizen gestopft wurden; d. h. wenn sie das erste Mal harmlos in der Freizeit in den Feldgarten gingen, der in seiner ganzen Ausdehnung mit Gras bewachsen war, dann wurden sie von den Älten überwältigt, niedergeworfen und ihr Mund voll Gras gestopft. Es werden wohl nur wenige diese Ansfitte noch kennen.

Eine böse Sache war bei meinem Eintritt die Wasserversorgung. Wir hatten noch keine Wasserleitung auf den Stuben, sondern mußten alles Wasser zum Trinken und Waschen von dem Brunnen auf dem Vorderhofe hinausschleppen. Derselbe stand unmittelbar dem 4. Eingang gegenüber unter der Hauptbibliothek. Zum Wasserholen war das besondere Amt des Custos eingerichtet, das auf jeder Stube die Kleinen von VI—IV abwechselnd zu verwalten hatten. Der Custos mußte, wenn der Bedur (der Bediente) uns mit seiner durchdringenden Schelle geweckt hatte (im Sommer um $\frac{3}{4}$ 5, im Winter um $\frac{3}{4}$ 6 Uhr), in der Zeit von $\frac{3}{4}$ bis voll das nötige Wasch- und Trinkwasser für die ganze Stube heraufholen, dazu im

Lauf des Tages noch öfter frisches Wasser zum Trinken. Das war besonders für die, die 4-5 Treppen hoch wohnten, keine Kleinigkeit. Am Brunnen mußten wir in langer Reihe stehen, weil immer nur einer an das Wasser herantommen konnte, aber die Custoden von etwa 40 Stuben sich herandrängten. Am schlimmsten war es im Winter, wenn alles vereist war. Wie leicht konnte man da mit den beiden Lasen (Stärkere trugen auch 4) ausrutschen und hinfallen und hatte zum Spott auch noch den Schaden, daß man die zerbrochenen Lasen bezahlen mußte. Glücklicherweise dauerte dieser Zustand nicht mehr lange. Ungefähr Mitte der siebziger Jahre des vorigen Jahrhunderts wurde Wasserleitung in alle Stuben gelegt und den armen Custoden dadurch das Leben leichter gemacht.

Auch mit dem Essen ist es wohl um vieles besser geworden. Wir bekamen nur Mittag- und Abendbrot. Den Kaffee mußten wir uns selbst besorgen. Das war die Aufgabe des sogenannten Pudels, morgens und auch nachmittags, wenn der Nachmittagskaffee nicht durch stramme Haltung ersetzt wurde, Kaffee und Eßwaren aus den Verkaufsräumen im 2. oder 6. Eingang zu holen. Da gab es für einen Dreier, wie das Geldstück damals hieß, 3 Tassen. Das war allerdings nur sog. Schülertaffee. Wenn dieses bessere Spülwasser nicht gut genug war, der wendete 4 Pfg. auf, erhielt aber dafür nur 2 Tassen. Und das hatte den stolzen Namen Lehrertaffee, wenn ich auch nicht glaube, daß die Hilfslehrer und Studenten dasselbe Getränk erhielten. In der großen Pause konnte man sich die Semmeln zum Frühstück kaufen, sogar mit Butter bestrichen, wenn das Taschengeld so weit reichte. Aber mit den 75 Pfg., die wir in der Woche erhielten (am Mittwoch 25 Pfg., am Sonnabend 50 Pfg.), mit denen alle solche Extraausgaben bestritten werden mußten, konnte man wirklich keine großen Sprünge machen. Das Essen, das wir mittags um 12, abends um 7 Uhr in dem großen Speisesaal (unter dem großen Vestsaal) einnahmen, war sehr einfach — entsprechend der sehr niedrigen Pension, die wir bezahlten. Aber die damaligen Klagen über das schlechte Essen waren stark übertrieben. Das ist nun einmal die Art solcher Jüngens, daß sie über alles Mögliche schimpfen. Es gab bei uns Schüler, die manche Gerichte überhaupt nicht anrührten. Sie erklärten einfach: Solchen Fraß kann man nicht essen. Er war ihnen schon vorher durch die Schilderung der Alten verekelt. So gab es jeden Sonnabend abends eine Art Biersuppe mit gedrängter Wochenübersicht, in der alle Reste aus der Woche verschwunden waren. Wie verrufen dieselbe war, ersieht man aus ihrem Namen: Rattengift. Anders wurde sie überhaupt nicht genannt. Und viele sagten, ohne sie je gekostet zu haben: Rattengift kann man nicht essen. Ähnlich war es mit dem Seelenkleister, den wir zweimal abends in der Woche erhielten. Das war eine Mehlsuppe. Ich habe alles, auch das Rattengift und den Seelenkleister tapfer gegessen, wie ich es von Hause gewöhnt war, alles zu essen, was auf den Tisch kam. Aber es wäre ungerecht, wenn ich nur von solchen schlechten Speisen erzählen wollte. Es gab auch manches, was wir gern hatten. In lebhafter Erinnerung ist mir nur noch eins. Und daraus erkennt man, wie bescheiden unsere Ansprüche waren. Besonders beliebt waren die Pellkartoffeln, die wir im Winter zweimal in der Woche abends erhielten, und zwar am Montag und Freitag. Das war nun freilich nicht sehr opulent: Pellkartoffeln, sonst nichts dazu. Denn die Butter, die wir dazu bekamen, war für das Stück Brot bestimmt, das wir jeden Mittag und Abend erhielten und mit auf unsere Stuben nahmen, um davon unser Frühstück zu bestreiten. Aber wir nahmen die Kartoffeln auch vielfach mit auf die Stuben. Und dann fing in der Zeit nach dem Essen bis um 8 Uhr, zu welcher Zeit die Arbeitsstunde anfang, ein Brutzeln und Braten auf den Stuben an; es wurde dann öfter Stampf gemacht, von dem im letzten Jahrbuch so nett erzählt wurde. Wir, d. h. meine Brüder und ich, haben ihn nicht nur auf der Bude, manchmal sogar auch zu Hause gemacht, wenn unsere Mutter, überwunden von unseren Schilderungen dieser Herrlichkeit, uns Jüngens mal die Küche dazu abtrat, und haben uns köstlich daran delectiert.

Damit der Humor hierbei nicht ganz leer ausgeht, sei es mir erlaubt, noch eine kleine Geschichte hinzuzufügen. Während des Essens ging der ökonomische Inspektor, zu unserer Zeit der Kleine Mann namens Beschnidt, der später von unserm alten Turn- und Rechenlehrer Höpfner abgelöst wurde, im Mittelgang auf und ab, führte die Aufsicht und teilte die eingegangenen Briefe aus, nachdem er die Adressen verlesen. Bei ihm konnte man sich noch etwas holen, wenn man

nicht satt geworden war. Dazu standen an der Küchentür drei Kellner bereit, die er dazu heranwinkte. Nun bekamen wir mittags und abends, wie bereits erwähnt, ein Stück Brot. Auf jedem Tisch standen vier Schüsseln und um jede Schüssel herum vier Teller (alles, Schüsseln wie Teller von Zinn, daher unzerbrechlich). Zwei lange Brote lagen vorn am Tisch an der ersten Schüssel. Die waren je in acht Stück eingeteilt, aber so, daß die untere glatte Rinde nicht durchschnitten war. Die Ecken waren noch einmal so dick als die Mittelstücke, die „Gaul“ genannt wurden. Sie gehörten natürlich den Primanern und Sekundanern, die an der ersten Schüssel saßen, die Mittelstücke, die Gäule, den anderen. Wenn nun jemand meinte, daß sein Stück Brot zu dünn geschnitten sei und sich deshalb beim Kleinen Mann mit den Worten beschwerte: „Mein Gaul ist zu dünn“, dann wurde er mit dem Salomonischen Bescheid abgewiesen: „Dann füttere ihn.“ Oder wenn ein Brot aus Versehen nur in sieben Teile geschnitten war, so daß einer leer ausgehen mußte, und das war natürlich immer ein kleiner Sertaner von der vierten Schüssel, an die die Gäule zuletzt kamen — und die Beschwerde lautete: „Ich habe keinen Gaul getriegt“, dann erfolgte prompt die Entscheidung: „Dann geh auf den Markt und kauf dir einen.“ Wenn aber die Beschwerde in die vorchriftsmäßigen Worte gekleidet war: „Mein Brot ist zu klein“ — oder: „Ich habe keins getriegt“, dann erhielt der Junge Ersas.

Der größte Wandel wird sich in der eigentlichen Arbeit der Schule vollzogen haben. Doch wird darüber ein Late, noch dazu ein so alter, nicht fachverständig urteilen können. Wir Alten sind doch heute nur noch dazu da, möglichst bald ausgerangiert zu werden. Doch fällt gleich eine Außerlichkeit auf, die nicht unwichtig ist. Wir hatten halbjährige Klassen: Unter- und Ober-Sexta, -Quinta, -Quarta. Selbst von U III an bis O I wurde halbjährig versetzt. In jeder dieser Klassen saßen nämlich zwei Abteilungen, und wenn man sitzenblieb, verlor man nur ein halbes Jahr. Auch die Einrichtung der Michaelisklassen, die die aus der Osterabteilung Sitzengebliebenen aufnahmen und umgekehrt, gibt es nicht mehr. Jetzt wird auf die Schwachen und Faulen keine Rücksicht mehr genommen. Wer nicht mitkommt, soll lieber einen praktischen Beruf ergreifen. In der alten Zeit half man aber nicht nur den Schwachen, sondern auch den Begabten. Die konnten, wenigstens zu meiner Zeit, U und O III halbjährig machen. Früher, zur Zeit meines Vaters, also etwa in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, war das sogar noch in Sekunda möglich, wovon mir mein Vater mehrere Beispiele erzählt hat. Die Änderung im eigentlichen Unterrichtsbetrieb entzieht sich natürlich meiner Kenntnis. Wir hatten wöchentlich 10 Stunden Latein. Die sind jetzt stark beschnitten und werden es vielleicht noch mehr. Das Ziel ist eben ein ganz anderes. Wir mußten noch lateinische Aufsätze machen und lateinische Sprechübungen halten. Doch war es mit letzteren bei uns schon sehr rückwärts gegangen im Verhältnis zur Zeit unserer Väter. Unsere Sprechübungen nannte unser Klassenlehrer in O II, der ein großer Grieche, aber kein ebenso großer Lateiner war, selbst Stammelübungen. Solche Künste werden natürlich nicht mehr geübt. Französisch fingen wir schon in Quinta an, freilich nur mit zwei Wochenstunden, während es jetzt um ein Jahr verschoben ist, dann aber in Quarta gleich mit vier Wochenstunden einsetzt. Und der Anfang des griechischen Unterrichts ist von Quarta nach Untertertia verlegt. Daher können sie sicherlich nicht schon in Obertertia Homer lesen, wie wir beim August (Oberlehrer Frhnert) mit dem neunten Gesang der Odyssee anfangen, und zwar mit den Worten: *Τὸν δ' ἀπαμειβόμενος προσέφη πολέμητις Ὀδυσσεύς*, die mir seitdem unvergeßlich geblieben sind. Durch meine fünf Söhne, deren Gang durchs Gymnasium ich natürlich mit großem Interesse begleitet habe, habe ich so manches gemerkt, wie anders jetzt der Unterricht betrieben wird. Besonders ärgerlich war mir als Vater der Wegfall der wöchentlichen Extemporalien. Die Jungen selber mochten vielleicht anders darüber urteilen. Aber wir Eltern waren doch durch den Ausfall der schriftlichen Arbeiten, die wir jederzeit gut kontrollieren konnten, am besten und sichersten darüber unterrichtet, wie es mit ihnen und den Aussichten ihrer Versetzung stand. Besonders bei meinem jüngsten Sohn habe ich gesehen, wie anders jetzt der lateinische Unterricht eingerichtet ist. Was lesen sie heute für lateinische Schriftsteller, von denen wir keine Ahnung hatten! Dazu die stark vermehrte Sportübung, über die wir Alten wohl manchmal — aber natürlich nur ganz in der Stille — den Kopf schütteln. Freilich müssen wir offen zugeben,

daß bei uns die körperliche Seite der Ausbildung gar zu sehr vernachlässigt wurde. Das Turnen wurde gar zu nebensächlich betrieben. Wie gemächlich ging es in den zwei Turnstunden im Sommer im Feldgarten her. Der Platz war viel zu groß, als daß der Turnlehrer (Höpfner, später Schmuhl) ihn übersehen konnte. Der kam in jeder Turnstunde höchstens zweimal zu jeder Riege. In der anderen Zeit konnten wir, wenn wir einen gutmütigen Vorturner hatten, machen, was wir wollten. Wie oft haben wir da im Gras gelegen oder andere Allotria getrieben! Und die militärischen Übungen in dem Schülerbataillon, von dem in einem der letzten Jahrbücher so hübsch erzählt wurde, waren ja nur freiwillig und hörten leider nach einigen Jahren auf. Darum ist es sicher unbedingt nötig, daß die körperliche Ausbildung nach dem alten Grundsatz: mens sana in corpore sano größere Beachtung findet, zumal unsere Jugend durch den Wegfall der allgemeinen Wehrpflicht die Schulung des Körpers nötiger als je hat.

Doch, und das ist die Hauptsache, wir dürfen der festen Überzeugung sein: Der alte Geist ist geblieben und kommt in der neuen Zeit wieder erst recht zur Geltung: der nationale und der christliche — beides zusammen in gleicher Weise: das Nationale in christlichem Geist und das Christliche in nationaler Prägung. Und das Klassische, das wir alten Lateiner so ins Herz geschlossen haben, wird hoffentlich auch nicht ganz vergessen, sondern kommt auch bei dem jungen Geschlecht zu seinem Recht.

Unsere Turnfahrten

Prof. Stade, Halle (Saale)

Die Franckeschen Stiftungen mit ihren Sondereinrichtungen, den Erziehungsanstalten, den Gärten und Turnplätzen, haben von jeher vor anderen Schulen manches vorausgehabt. Es sei da z. B. an das Schülerbataillon erinnert. — Um so mehr vermisse ich als Turnlehrer eine wertvolle Ergänzung des Schülerlebens, die Turnmärsche. Wohl gab es die alljährlichen Klassenausflüge. Sie hatten den Zweck, in das Einerlei des Schullebens eine willkommene Abwechslung zu bringen, sollten Lehrern und Schülern Gelegenheit geben, sich menschlich näherzutreten, sollten Liebe zur Heimat und Interesse für schöne Gegenden des Vaterlandes, für historisch bedeutsame Stätten wecken und vertiefen. Aber es fehlten eben die Turnmärsche. Sie sollten auch nach Art der Klassenausflüge Schönes und Interessantes bieten, aber sie sollten in erster Linie der körperlichen Ertüchtigung dienen, die Fähigkeit im Ertragen von Strapazen fördern und stellten daher an die Marschfähigkeit hohe Anforderungen, insbesondere da große Strecken in straffem Tritt zurückgelegt wurden. Sie sollten, um es kurz zu sagen, eine Vorstufe der militärischen Übungsmärsche sein. Die größte Marschleistung war 44 km.

Es ist nicht leicht gewesen, von der Lehrerkonferenz die beiden Schultage, einen im Frühjahr und einen im Herbst, bewilligt zu bekommen. Man befürchtete, daß die an den beiden Tagen ausfallenden 10 Schulstunden im Leben der Schüler eine nie wieder auszufüllende Lücke sein würden. Man vergaß, daß der Gewinn eines solchen Wandertages den Verlust hundertfältig aufwog. Schließlich hat der damalige Rektor Rausch einfach die Turnfahrten angeordnet; nach vielen Jahren sei ihm an dieser Stelle nochmals dafür gedankt.

Daß diese Turnmärsche in schlichtester Form durchgeführt wurden, braucht wohl kaum besonders betont zu werden. Wir lebten den ganzen Tag aus dem Rucksack und waren so von jeder Abmachung mit einem Gastwirt frei, was besonders wertvoll war, wenn etwa infolge schlechten Wetters die Marschroute geändert oder gekürzt werden mußte — es ist allerdings nie vorgekommen —, abgesehen davon, daß unsere Fahrt dadurch erheblich verbilligt wurde.

Der Plan für jede Turnfahrt stand natürlich vorher fest. So wurden die Hin- und Rückfahrt rechtzeitig bei der Eisenbahnverwaltung angemeldet, das Fahr- geld vorher eingezogen; auch die Raststätten wurden gebeten, sich für oft 120 Per-